Spiegel gelungener Integration?

Wie Fußball und Migration in Frankreich und Deutschland zusammenhängen

Von Ansbert Baumann*

» Frankreich ist Weltmeister! Zwanzig Jahre nach dem Triumph bei der Fußball-WM im eigenen Land hat die Équipe tricolore wieder den Titel geholt. Und wieder prägten viele Spieler aus Familien mit einer Migrationsgeschichte das Gesicht der französischen Nationalmannschaft. Bereits 1998 wurde die Zusammensetzung der Elf unter dem Schlagwort „Black-Blanc-Beur" zu einem Spiegelbild der französischen Gesellschaft stilisiert und gerade auch in Deutschland als integrationspolitisches Ideal dargestellt. Tatsächlich verliefen aber viele Entwicklungen und Diskussionen in beiden Ländern ähnlich.

Nach dem Titelgewinn von 1998 erklärte der deutsche Innenminister Otto Schily: „Der französische Erfolg ist ein gutes Beispiel dafür, was In-tegration von Einwanderern leisten kann. (...) Von dem französischen Beispiel sollten wir Deutsche uns inspirieren lassen." Allerdings zeigte sich schnell, dass das positive Image der französischen Nationalmannschaft eher einem Wunschbild als einem Abbild der realen gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich entsprach. Dies wurde bereits beim Länderspiel gegen die ehemalige Kolonie Algerien deutlich, welches im Oktober 2001 im Chaos endete und kurz vor Schluss abgebrochen werden musste. Ein Jahr später erreichte Jean-Marie Le Pen bei den Präsidentschaftswahlen die Stichwahlen, und es begann eine Zeit wachsender gesellschaftlicher Polarisierung mit schweren Jugendkrawallen in den Vorstädten, die das französische Integrationsmodell komplett in Frage stellten. Auch die Équipe tricolore wurde von den Entwicklungen eingeholt: Im Finale der WM von 2006 flog Zinedine Zidane, der gefeierte Held der siegreichen Mannschaft von 1998, nach einem Kopfstoß gegen seinen Gegenspieler vom Platz, und Frankreich verlor das Endspiel; bei der WM 2010 kam es zu einem regelrechten aufstand gegen Nationaltrainer Raymond Domenech, und die Mannschaft schied unter skandalösen Umständen bereits in der Vorrunde aus. Ein Jahr später stellte der Stürmerstar Karim Benzema fest: „Wenn ich treffe, bin ich Franzose, aber wenn ich nicht treffe, oder es Probleme gibt, bin ich Araber!"

Allen republikanischen Integrationsmodellen zum Trotz ähneln sich die öffentlichen Diskussionen über den Fußball und die Nationalmannschaft in Frankreich und in Deutschland: Hier wie dort, wurde von rechten Parteien die Frage aufgeworfen, ob die Mannschaft überhaupt „national" genug sei; es wird über das Mitsingen der Nationalhymne gestritten – eine Debatte, welche in Frankreich erstmals 1998 von Jean-Marie Le Pen losgetreten und seither immer wieder thematisiert wurde – und über die Frage, ob sich die Spieler ausreichend mit den Idealen des Landes identifizieren.

Die Banlieue als wichtiges Reservoir für Talente

In Frankreich wurden seit der Gründung des Fußball-Leistungszentrums in Clairefontaine 1988

* Dr. Ansbert Baumann ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für europäische Zeitgeschichte der Universität des Saarlandes und lehrt außerdem an der Universität Tübingen sowie am Collège universitaire Sciences Po, campus de Nancy.

© picture alliance / augenklick

Die französische Fußballnationalmannschaft 2018 in St. Petersburg

Strukturen geschaffen, die dazu geführt haben, dass zahlreiche Spieler mit Migrationshintergrund in die Nationalmannschaft integriert werden konnten und die Banlieue von Paris heute nach Einschätzung zahlreicher Experten als weltweit größtes Reservoir an Fußballtalenten gilt

Es wäre allerdings vereinfacht, aus einer erfolgreichen sportlichen Förderung unmittelbar Rückschlüsse auf innergesellschaftliche Entwicklungen zu ziehen, die sich anhand des Anteils von Migranten in der Équipe tricolore manifestieren. Bei genauerem Hinsehen scheinen nämlich auch diesbezüglich die Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland weit weniger eklatant zu sein: Zunächst fällt auf, dass sich in Frankreich verschiedene Migrationswellen zeitversetzt in der Nationalmannschaft niedergeschlagen haben. Dementsprechend gab es in den 1950er- und 1960er-Jahren zahlreiche Nationalspieler mit polnischen oder italienischen Namen, in den 1970er- und 1980er- kamen spanisch- und portugiesischstämmige Akteure hinzu, und nachdem in den 1970er-Jahren dunkelhäutige Spieler aus den französischen Überseegebieten, wie Marius Trésor aus Guadeloupe oder Gérard Janvion aus Martinique, in die Nationalmannschaft nominiert worden waren, kamen seit den 1980er-Jahren zunehmend Spieler mit afrikanischen Vorfahren zum Einsatz, wie beispielsweise der in Mali geborene Jean Tigana, der zu den zentralen Spielern der Europameisterelf von 1984 gehörte.

Allerdings spiegelten sich auch in den Namen der deutschen Nationalspieler die Migrationsentwicklungen wider: So finden sich seit den 1920er-Jahren Vertreter aus masurischen und polnischen Migrantenfamilien, allen voran die prominenten Nationalspieler Ernst Kuzorra und Fritz Szepan; die gleiche Einwanderergruppe war auch in den

1950er-, 1960er- und 1970er- Jahren mit Spielern wie Hans Tilkowski, Reinhard „Stan" Libuda oder Rüdiger Abramczyk stark vertreten. Hinzu kamen eingebürgerte Spieler, wie die Weltmeister Jupp Posipal und Rainer Bonhof, oder der Europameister Mirko Votava. Seit den 1970er- Jahren liefen auch schon dunkelhäutige Spieler für die deutsche Nationalmannschaft auf: Erwin Kostedde, der 1974 sein erstes Länderspiel absolvierte, war ebenso der Sohn eines afroamerikanischen GIs und einer deutschen Mutter wie Jimmy Hartwig, der 1979 sein erstes Spiel im Nationaltrikot bestritt. Seit den 1990er-Jahren spiegelt sich schließlich auch die im Kontext der bundesdeutschen Anwerbepolitik (1955–1973) stehende Einwanderung in der deutschen Nationalmannschaft wider, mit Spielern wie Bruno Labbadia, Fredi Bobic oder Mustafa Dogan, der 1999 als erster türkischstämmiger Spieler in der Nationalmannschaft debütierte.

Einwanderungsprozess im Spiegel der Nationalmannschaften

Die vermeintlich neuartige interkulturelle Öffnung der deutschen Nationalmannschaft im Kontext der zum „Sommermärchen" deklarierten Weltmeisterschaft von 2006 sollte demnach etwas relativiert werden. Es handelt sich vielmehr um einen Prozess, in welchem sich eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung – und damit der Weg hin zu einer de facto Einwanderungsgesellschaft – zeitversetzt widerspiegelt.

Dazu gehört anscheinend auch, dass dieser Prozess in Zeiten sportlichen Erfolgs auf eine breite gesellschaftliche Zustimmung stößt und bei Misserfolgen jederzeit kritisch hinterfragt werden kann. So kann der Fußballspieler Mesut Özil zum Vorzeigebeispiel für gelungene Integration, oder auch zum Sinnbild für deren Misslingen stilisiert werden. Als Özil am 22. Juli 2018 seinen sofortigen Rücktritt aus der Nationalmannschaft bekannt gab, griff er die DFB-Spitze mit einem Satz an, der sehr stark an die Aussage von Karim Benzema erinnert: „In den Augen von Grindel und seinen Helfern bin ich Deutscher, wenn wir gewinnen, und ein Immigrant, wenn wir verlieren."

Mit seiner Rücktrittserklärung trat Özil eine Debatte los, in welcher viele integrationspolitische Erfolge des DFB, die in den Medien vorrangig an der „vielfältigen" deutschen Nationalmannschaft festgemacht wurden, in Zweifel gezogen wurden. In Frage gestellt wird die integrative Kraft des Fußballs im Alltag aber vor allem auf lokaler Ebene in den unteren Ligen, wo insbesondere migrantisch geprägte Vereine häufig mit Vorurteilen zu kämpfen haben. Übersehen wird dabei, dass der Fussball in beiden Ländern von Anfang an eine wesentlich von Migranten geprägte Sportart war, dass Vereine wie der FC Schalke 04 einst als „Polackenclub" verschrien waren und dass die ersten monoethnischen Vereine in der Bundesrepublik Deutschland bereits Anfang der 1960er-Jahre entstanden. Diese hatten das Ziel, den überwiegend männlichen jungen Arbeitnehmern, die im Zuge der Anwerbepolitik seit 1955 ins Land gekommen waren, eine sinnvole Freizeitbeschäftigung anzubieten. Die damaligen Statuten des DFB ließen für Amateurmannschaften nur zwei ausländische Spieler zu, so dass die „Gastarbeiter" gezwungen waren, eigene Mannschaften zu bilden, welche dann gegen andere „Gastarbeitermannschaften" antraten. Allein in Baden-Württemberg entstanden beispielsweise zwischen 1961 und 1971 ein griechischer, ein türkischer, ein italienischer, ein spanischer und ein jugoslawischer Fußballverband, die einen regelmäßigen Spielbetrieb organisierten. Die fußballspielenden Migranten blieben somit zunächst unter sich und betonten ihre kulturellen Eigenheiten, die sie von ihrer Umgebung unterschieden.

Derartige Abgrenzungstendenzen sind jedoch ein völlig normaler Prozess, der beispielsweise in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch bei den polnischen Mannschaften im Ruhrgebiet zu beobachten war. Gleiches gilt für die ersten „Ausländervereine" in Frankreich, wo beispielsweise Schweizer Fußballbegeisterte schon kurz nach der Jahrhundertwende in Paris einen eigenen Club gründeten, oder 1922 ein armenischer Fußballverein in Valence entstand. Über die polnischstämmigen Migranten, welche 1924 den Polnischen Fußballverband in Frankreich ins Leben riefen, bestanden zudem enge Kontakte ins Ruhr-

Foto: privat / Baumann

Mannschaft des 1971 gegründeten Gastarbeitervereins Dinamo Stuttgart

gebiet – so waren mindestens zwei der Spieler, welche 1948 das Endspiel um den französischen Landespokal für den RC Lens bestritten (Stefan Dembicki und Michel Lewandowski), als Kinder polnischer Migranten im Ruhrgebiet geboren worden!

In Deutschland spielten die „Gastarbeiterkinder" ab den 1970er-Jahren häufig in den Jugendmannschaften örtlicher Vereine, da die Migrantenclubs in den meisten Fällen keine Jugendabteilungen hatten. Da Spieler mit ausländischer Staatsangehörigkeit, die mindestens zwei Jahre in einer deutschen Jugendmannschaft gespielt haben, nach den Regularien des DFB als „Fußballdeutsche" gelten, waren jene später auch in den jeweiligen Herrenmannschaften spielberechtigt, was ihnen eine wachsende Akzeptanz in ihrem sozialen Umfeld bescherte. In einer längerfristigen Perspektive trug der Fußball also in beiden Ländern wesentlich zur Integration der Migranten bei.

Der vergleichende Blick auf die Verhältnisse in Deutschland und Frankreich zeigt vor allem, dass die Geschichte der Migration nicht primär als eine Geschichte nationaler Minderheiten interpretiert werden sollte. Vielmehr war die Arbeitsmigration ein Prozess, der ein konstitutives Element der historischen Entwicklung beider Länder darstellt – so bildeten die Jahre der bundesdeutschen Anwerbepolitik zwischen 1955 und 1973 eine Transformationsphase hin zu einer de facto Einwanderungsgesellschaft und waren zugleich ein zentraler Faktor für die ökonomische, soziale und soziokulturelle Entwicklung des Landes. Es gibt nämlich keine statischen nationalen Eigenschaften, und ebenso wie der Migrantensohn Beethoven die deutsche Musik geprägt hat, wird der deutsche Fußball heute auch durch Migrantenkinder verkörpert.

Wenn man sich dann auch noch vergegenwärtigt, dass Dürer ungarische und Goethe möglicherweise türkische Vorfahren hatte, wird deutlich, dass Deutschland ebenfalls auf eine lange Migrationsgeschichte zurückblicken kann – unabhängig davon, wer gerade Fußballweltmeister ist.